

MINA HEPSEN
Im Zeichen des Schicksals



GOLDMANN

Lesen erleben

Buch

Das Schicksal hat Celine direkt in die Arme von Josh geführt, beziehungsweise erst einmal vor sein Auto. Denn als Celine von einer Vision getrieben aus dem Bahnhof von East Wendell stürzt, wird sie von ihm angefahren und wacht erst im Krankenhaus wieder auf. Da sie aus Vorsicht vorgibt, sich an nichts zu erinnern, diagnostiziert man bei ihr eine Amnesie. Bisher wusste sie immer ganz genau, warum ihre Visionen sie an einen Ort geführt hatten, aber jetzt ist sie sich nicht sicher. Josh nimmt sie zuerst einmal bei sich auf, damit sie sich vom Unfall erholen kann. Und dabei entdeckt sie ein düsteres Geheimnis hinter den Türen seines großen Anwesens. Eines, das mehr mit ihr zu tun hat, als sie je für möglich gehalten hätte ...

Weitere Informationen zu Mina Hepsen
sowie zu lieferbaren Titeln der Autorin
finden Sie am Ende des Buches.

Mina Hepsen

Im Zeichen
des Schicksals

Flammenblut
Band 1

Roman

Ins Deutsche übertragen
von Michaela Link

GOLDMANN

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das FSC® -zertifizierte Papier *München Super* für dieses Buch
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage

Originalausgabe Februar 2014

Copyright © 2013 by Mina Hepsen

Copyright © dieser Ausgabe 2014

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: FinePic®, München

Abdruck der Tarotkarten mit freundlicher Genehmigung

des Königsfurt-Urania Verlags, Krummwisch,

© US Games Systems, USA, und AG Müller,

Neuhausen / Schweiz, www.koenigsfurt-urania.com

Redaktion: Waltraud Horbas

NG · Herstellung: Str.

Satz: IBV Satz- und Datentechnik GmbH, Berlin

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-47981-8

www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



*Sei auf der Hut vor dem Flammenblut
und sprich nicht seinen Namen.
Kommt es zu dir, will es auf ewig bleiben.*

Prolog

»Bitte, töte mich! Ich flehe dich an. Töte mich einfach!«

Seine Gnadenfrist war vorüber. Binnen Sekunden schleuderte eine gewaltige Kraft ihn durch den Raum; mit rudernden Armen riss er Stühle und Lampen mit sich. Ein heißer Schmerz fuhr ihm durch den Rücken, als er nach einem dumpfen Aufprall auf dem Seident Teppich des Hotelzimmers liegen blieb. Vier tiefe Schnittwunden zogen sich quer über seine Brust, und sein zerrissenes Hemd färbte sich blutrot. Er unternahm keinen Versuch aufzustehen, und hinter seinen fest geschlossenen Augen sammelten sich Tränen.

»Sieh mich an!« Heißer Atem kitzelte sein Ohr, als das Zischen erneut ertönte: »Sieh mich an!«

Er konnte nicht hinsehen! Er wollte um Gnade flehen, aber die Angst lähmte ihn. Dann blieb ihm die Luft weg. Er griff über sich ins Leere, während sich Hände schwer auf seinen Schädel legten und Fingernägel sich in seine Kopfhaut gruben. Er versuchte zu schreien, doch er bekam keine Luft! Und dann hörte er es. Das entsetzliche Saugen, vor dem ihm gegraut hatte. Es zog ihm das Leben aus dem Leib.

»Sag mir, wo er ist!«

»Niemals!« Er schluchzte und weinte wie ein Säugling. Der Rotz lief ihm aus der Nase und vermischte sich mit seinen Tränen und dem Blut. »Du wirst ihn niemals finden, Dschinn. Niemals!«

Ein hohles Gelächter erfüllte den Raum, sodass ihm die Haare zu Berge standen.

»Ich werde ihn finden und dann töten«, zischte der Dschinn. »So mühelos, wie ich jetzt dich töten werde.«

Erneut erfüllte das Saugen den Raum, und einige Sekunden später fiel ein lebloser Körper zu Boden, dessen vertrocknete Augen tief in die Höhlen gesunken waren. Der Dschinn trat über den Toten hinweg an den immer noch qualmenden offenen Kamin, in dem ein Bündel verkohlter Briefe lag. Jedes Stückchen Papier war verbrannt, bis auf einen kleinen Fetzen, der dem hastig entzündeten Feuer entronnen und auf den Boden gefallen war. Mit einem zufriedenen Zischen hob der Dschinn das Papier auf und prägte sich die Worte darauf ein, bevor er den Zettel wieder zu Boden flattern ließ.

Er wusste jetzt, wo er ihn finden würde: East Wendell.



Der Narr

Manchmal habe ich das Gefühl, in einem Comic-Heft zu leben.

Ich wache in einem dunklen Loch auf, schlüpfte in die Klei-

der einer anderen und lüge jeden an, damit niemand entdeckt, wer ich wirklich bin.

Clark Kent und Peter Parker sind auch nicht gerade Musterbeispiele für Ehrlichkeit, aber sie gehören trotzdem zu den Guten. Ich mag die Vorstellung, dass ich ebenfalls eine von den Guten bin, aber wahrscheinlich mache ich mir nur selbst etwas vor. Schließlich sind es nur ihre Superheldentaten, die Superman und Spidey die Entschuldigungen für ihre ständigen Lügen liefern. Ich dagegen habe nichts auch nur ansatzweise Superheldenhaftes an mir. Ich bin nicht besonders stark, habe keinerlei Erfahrung im Kampfsport, und selbst wenn ich den Zauberstab von Harry Potter besäße, könnte ich die Ratten nicht wegzaubern, die sich in den Wänden meiner Wohnung tummeln.

Okay, vielleicht habe ich tatsächlich eine minimale Begabung. Aber sie ist ganz klein. Wirklich winzig. Und ich kann sie nicht einmal kontrollieren, daher zählt sie kaum. Nein, backen und lügen – das sind die beiden einzigen Sachen, die ich tatsächlich beherrsche. Die beiden Dinge, die ich mein Leben lang getan habe.

Doch das Lügen kam als Erstes.

Die erste Lüge war *Sarah*.

Ich wurde vor elf Jahren vor einem Waisenhaus in Somerville, Massachusetts, abgesetzt. »Abgesetzt« ist wohl nicht ganz das richtige Wort. Jemand hat mich mitten in der Nacht zum Tor des roten Backsteinbaus gebracht, hat geklingelt und mich dann dort stehen lassen.

Nein, man hat mich vor elf Jahren vorm Waisenhaus von Somerville ausgesetzt. Ich habe eine vage Erinnerung an Sturm und Gewitter, an über den Himmel zuckende Blitze und an eine Gestalt in einem dunklen Umhang, die mir sagte, ich solle mich an den Eisenstäben des Gitters festhalten. Ich war fünf Jahre alt. Eigentlich sollten meine Erinnerungen in die Zeit vor diesem Augenblick zurückreichen ... Erinnerungen an meine Eltern, ein Haus, vielleicht sogar ein Haustier. Aber da ist alles schwarz und leer.

Meine früheste Erinnerung gilt den Worten dieser Frauengestalt im Umhang unter einem stürmischen Himmel: »Halt dich an den Gitterstäben fest. Halt dich fest.«

Also gab es auch nicht viel, was ich den Angestellten des Waisenhauses erzählen konnte, als sie mich in jener Nacht am Tor fanden. Die Polizei traf kurze Zeit später ein; vom Gewitter entwurzelte Bäume hatten sie aufgehoben. Der Arzt, der sie begleitete, meinte, es sei eines der schlimmsten Gewitter gewesen, die er je erlebt habe. Er lächelte viel, und sobald er verkündet hatte, dass mir nichts fehle, machte eine große rothaarige Polizistin ein Foto von mir – für die Suchplakate, die sie überall in der Stadt aufhängten. Berühmter als damals werde ich wohl nicht mehr werden.

Zwei Wochen vergingen, aber niemand erschien, um Anspruch auf mich zu erheben.

Am fünfzehnten Tag setzte mich Mr. Stevenson, der Lei-

ter des Waisenhauses, in eine Ecke seines Büros, während er und eine Frau von der Fürsorge über mein Schicksal entschieden. Sie sagten: »Sarah, das Waisenhaus ist jetzt dein Zuhause.« »Zuhause« war nicht ganz zutreffend, da sie nicht vorhatten, mich auch dauerhaft dort wohnen zu lassen, aber das war nicht die erste Lüge. Die erste Lüge war *Sarah*.

Ich heiße nicht Sarah.

Jahre später, als ich an einer Bushaltestelle in der Nähe des Colleges von Boston ein von Kaffeeflecken verunziertes Exemplar von *Oliver Twist* fand, kam mir der traurige Gedanke, dass ausgerechnet eines der wenigen berühmten Bücher, in denen ein Waisenhaus eine wichtige Rolle spielt, diese Institution so düster und schrecklich erscheinen lässt. Das Waisenhaus von Somerville war da ganz anders. Tatsächlich wirkte das Gebäude von außen recht hübsch.

Es war ein geräumiges zweistöckiges Haus mit großen weißen Fenstern und wuchernden Weinreben, die auf beiden Seiten des hohen Bogentors wuchsen. Vor den Fenstern im ersten Stock waren schmale Eisensimse angebracht, die die Angestellten mit blauen Blumen in kleinen Töpfen schmückten. Im Sommer sonnten sich dort gern die Eidechsen. Selbst das rote Ziegelsteindach wirkte heiter mit seinen beschädigten Ziegeln und dem schiefen Schornstein, der nur als Nistplatz für Vögel diente.

Im Inneren war das Waisenhaus nicht ganz so hübsch. Die Teppiche waren abgelaufen, die einstmals fröhlich gemusterte Tapete mit den gelben Blumen war rissig und stand überall an den Ecken ab, und die eisengefederten Betten in den Schlafsälen waren in einem hässlichen, zerkratzten Grau gehalten. Mir machte das alles jedoch nichts aus. Jeden Tag, wenn wir zum Mittagessen gerufen wurden, strich ich mit den Fingern über die ausgeblichenen Blumen in den

Fluren und zählte: Drei Schritte lagen zwischen den beiden ersten Rissen, jede Blume hatte sechs Blätter, zehn abgeschälte Tapetenstückchen gab es zwischen Bad und Küche, achtundfünfzig Risse waren es insgesamt.

Meine Jahre im Waisenhaus waren die besten meines Lebens. Unsere Aufseher waren freundlich, es gab immer genug zu essen, und obwohl die Betten unbequem waren und die Decken zu dünn, um uns vor der eisigen Zugluft zu schützen, war das Leben alles andere als schlecht. Mrs. Rachel las uns Geschichten aus *Tausendundeiner Nacht* vor, Mrs. Gotts veranstaltete Filmabende im Hobbyraum, und Mr. Stevenson half uns persönlich bei unseren Hausaufgaben, wenn wir von der Schule zurückkamen.

Ich war seit Jahren nicht mehr in der Schule.

Ich habe die Schule immer geliebt.

Einmal, nach einem besonderen Weihnachtsessen mit Vanilleeis und Apfelkuchen, erklärte mir Mr. Stevenson, dass ich eine Begabung habe. »Du hast eine besondere Gabe, Sarah. All deine Lehrer haben mir das gesagt«, unterstrich er seine Worte. Er meinte mein Gedächtnis.

Obwohl ich mich an nichts aus der Zeit vor dem Waisenhaus erinnern konnte, hatte ich so ziemlich alles gut im Gedächtnis, was seither passiert war. Als ob mein Gehirn Schnapsschüsse von allem machte, was meine Augen sahen, und sie dann in kleinen Schubladen lagerte, die ich bei Bedarf durchstöbern konnte. Ich weiß heute noch die Zahl der Betten im Mädchenschlafsaal. Ich erinnere mich an die einzelnen Farben im Kreuzmuster von Mrs. Rachels Lieblingsteetasse. Auch sechs Jahre später kann ich immer noch die kleinen grünen Äpfel auf der Kunststoffischdecke sehen, die Mrs. Gotts bei besonderen Anlässen über den langen Küchentisch breitete ... wie etwa an jenem Weih-

nachtstag, an dem mir Mr. Stevenson eröffnete, dass ich eine besondere Gabe hätte.

Er sagte mir auch, dass ich zu Großem bestimmt sei. »Du wirst es auf dieser Welt weit bringen«, versicherte er mir. »Ich kann es förmlich vor mir sehen. Du wirst Ärztin! Oder Rechtsanwältin!«

Er log natürlich, aber ich mache ihm deswegen keinen Vorwurf. Ich kenne mich aus mit Lügen.

Meine nächste Lüge wurde eine Woche, nachdem die Leute von der Fürsorge mich bei meinen Pflegeeltern untergebracht hatten, fällig: bei Janet und Randy Billington aus der Sunnyville Street 2241 in Boston. Mrs. Billington hatte mir eingeschärft, diese Lüge zu erzählen.

»Jetzt hör mal zu, Sarah«, sagte sie, »du wirst denen von der Fürsorge sagen, dass es dir hier gefällt. Du sagst, dass du hierbleiben willst, oder es wird dir noch leidtun. Verstehst du mich?«

Natürlich verstand ich sie. Ich war inzwischen neun Jahre alt. Ich verstand, dass Janet Billington mit ihrem kurzen Stachelhaar, dem hässlichen Muttermal seitlich am Hals und ihrer großen Hakennase mich niemals lieben würde. In ihren stark geschminkten Augen war ich nichts als eine Dienerin und ein monatlicher Scheck vom großartigen Staat Massachusetts. Ich verstand auch, dass Randy Billington mit seinem nach Bier riechenden Schnurrbart, den schwieligen Händen und dem langen, fettigen Haar mir niemals ein Vater sein würde. Vor allem verstand ich die Drohung in den Gesichtern der Billingtons, wenn jemand von der Fürsorge ins Haus kam, um mich zu fragen, wie es mir bei meiner Pflegefamilie gefalle.

»Es gefällt mir hier«, sagte ich. Ich muss von Anfang an eine gute Lügnerin gewesen sein, denn die Sozialarbeiterin

glaubte mir, und drei Monate lang kam niemand mehr, um nach mir zu sehen.

Früher habe ich nur mit Bitterkeit an meine Zeit bei den Billingtons zurückgedacht. Ich gab der Fürsorge die Schuld, weil niemand die blauen Flecken an meinen Armen bemerkte, wenn sie nach mir sahen. Eine Zeitlang gab ich auch dem Waisenhaus die Schuld, weil sie mich weggeben hatten. Und manchmal, wenn die Billingtons sich betranken und ich mich in meinem Zimmer einschließen musste, um ihren wütenden Fäusten zu entgehen, machte ich jener Frau mit dem Umhang Vorwürfe, weil sie mich einfach am eisernen Tor des Waisenhauses von Somerville verlassen hatte. Aber diese Bitterkeit war nicht von Dauer. Selbstmitleid nutzte niemandem etwas.

Ich betrachte meine vier Jahre bei den Billingtons gerne als Lehrjahre.

Der normale Tag im Hause Billington begann bei Sonnenaufgang, wenn ich, von Randys und Janets Schnarchen untermalt, das Frühstück zubereitete. Ein Omelett aus drei Eiern mit Pilzen und Zwiebeln für seine Lordschaft und Buttermilchpfannkuchen mit Erdbeersöße für die Königin. Ich brauchte mehrere Wochen, um das Frühstücksmahl zu perfektionieren. Randy hatte seine Eier nicht gern wässrig, und er gab es mir mit dem Handrücken zu verstehen. Ich lernte, dass gegarte Pilze eine Menge Wasser abgeben und dass ich sie zuerst braten und die Flüssigkeit dann weg gießen musste, bevor ich die Eier hinzufügte. Die Omeletts bekam ich relativ schnell richtig hin, doch die Pfannkuchen zu perfektionieren war schwieriger.

Janet war sehr eigen, was ihre Pfannkuchen betraf, und mit der dazugehörigen Erdbeersöße nahm sie es noch genauer. Als Zeichen, dass sie mit ihrem Mahl nicht zufrieden

war, pflegte sie das Gesicht zu verziehen und ihren Teller wegzuschieben. Aber sie sagte mir nie, *was* genau sie daran auszusetzen hatte. Das Schlimmste war, dass sie mich, im Gegensatz zu Randy, nicht schlug. Nachdem sie mir diese säuerliche Miene präsentiert hatte, rief sie stattdessen für gewöhnlich in meiner Schule an und erzählte, ich sei krank.

Und wenn ich protestierte, pflegte sie zu erwidern: »Es hat wohl keinen Sinn, Mathe zu lernen, wenn du nicht mal Frühstück machen kannst, oder?« Das war so ihr Sinn für Humor.

Irgendwann bekam ich die Sache mit dem Frühstück in den Griff und machte alles genau so, wie die Billingtons es wollten. Dann war es Zeit fürs Putzen. Randy trank abends gern vorm Fernseher sein Bier. Er hatte außerdem die Angewohnheit, seine schmutzigen Schuhe anzubehalten, wenn er von seiner Arbeit auf der Baustelle nach Hause kam. Ich musste seinen Saustall wegmachen, bevor Janet es sah. Sie konnte den Anblick von verschüttetem Bier und Dreck nicht leiden. Sie spielte gern die gute Hausfrau. Und ihr Ehemann war natürlich ein Heiliger, also war es immer meine Schuld, wenn Randy für Unordnung sorgte.

Wenn ich Randys Hinterlassenschaften weggeräumt hatte, musste ich mich um die Wäsche kümmern. Die Billingtons waren zu knauserig, um eine Waschmaschine zu kaufen.

»Die Dinger fressen Strom wie verdammte Elektrizitätsmonster!«, sagte Randy immer.

Ich hatte keine Ahnung, was ein »Elektrizitätsmonster« sein sollte, aber ich habe auch nie nachgefragt. Randy konnte es nicht leiden, wenn man ihm Fragen stellte. Und so musste ich letztendlich alles von Hand waschen.

Während jener ersten Monate versicherte mir Janet, dass ich nur rechtzeitig das Frühstück machen, putzen und waschen müsse und dann dürfe ich auch in die Schule gehen. Aber wie früh ich auch immer anfang, ich wurde nur selten rechtzeitig fertig. Am Ende rief die Schule bei ihr an, weil man über mein häufiges Fehlen besorgt war. Janet erzählte ihnen, wir würden umziehen und ich würde dann die Schule wechseln. Sie war eine gute Lügnerin.

Ich konnte nie in die Schule gehen, aber ich konnte lesen, dank der Donnerstagstees.

Janet machte es sich zur Gewohnheit, donnerstags ihre Freundinnen vom Friseur mit nach Hause zu bringen. Sie entdeckte, dass ich ein Händchen fürs Backen hatte, daher ließ sie mich den Nachmittagstee für sie zubereiten. Ich kochte kannenweise Tee und deckte den Tisch wirklich hübsch, so wie es Mrs. Gotts im Waisenhaus bei besonderen Anlässen getan hatte. Die Billingtons hatten keine richtige Tischdecke, also fertigte ich aus einem ihrer alten Laken selbst eine an. Ich färbte sie in einem Eimer blau, dann nahm ich eine Tube mit glitzerndem Bastelkleber – eine Gratisprobe aus einem von Janets Modemagazinen –, um kleine Blumen auf die Ränder zu malen. Ich stellte Teller mit Kuchen und Gebäck auf meine Blumentischdecke. Janet gab mir den ganzen Donnerstagmorgen Zeit, um für ihre Gäste zu backen, daher versuchte ich mich an allem Möglichen, von kleinen Erdbeertörtchen bis hin zu Zitronen-Käsekuchen und dunklen Schokoladenbrownies.

Ich gab mir alle Mühe, um Janet und ihren Freundinnen zu Gefallen zu sein, denn wenn Janet mit mir zufrieden war, sagte sie: »Jetzt geh, mach, dass du von hier wekommst, diese Party ist für Erwachsene.«

Ihre Worte waren wie eine wunderbare Erlösung; sie

bedeuteten, dass ich mindestens zwei Stunden für mich hatte, bis Janets Freundinnen gingen und ich wieder zum Saubermachen bereitstehen musste.

An diesen Donnerstagnachmittagen bin ich dann immer zu dem Secondhand-Sozialladen gelaufen, der neun Häuserblocks von der Wohnung der Billingtons entfernt war.

Lee, die Studentin an der Kasse, erlaubte mir, ein paar Bücher aus dem Regal mit den Spenden zu nehmen. »Sieh nur zu, dass du sie wieder zurückbringst, Espressokopf«, sagte sie dann.

Ich verstand nicht, warum sie mich so nannte, aber Lee meinte, der Spitzname passe zu mir, weil mein Haar schwarz und ich immer in Eile sei.

Ich las jeden Abend, sobald die Billingtons vor dem Fernseher weggedöst waren. Ich las, was immer ich in die Finger bekam. Alles Mögliche verrirrte sich in den Secondhandshop, angefangen von Kochbüchern bis hin zu Krimis und Lexika. Ich las die Briefe von Robert Louis Stevenson und Johanna Lindseys Liebesromane. Ich lernte Computerprogrammierung für Dumme und las ein Buch über die chinesische Küche. Ich prägte mir Karten aus Atlanten und aus Reiseführern vielerlei Fakten über andere Länder ein. Ich behielt alles, was ich gelesen hatte. Es war keine Schule, aber meine Secondhandladen-Ausbildung war ... nun ja, vielfältig. Das Leben bei den Billingtons war erträglich, zumindest eine Zeit lang. Doch alles änderte sich nach meinem dreizehnten Geburtstag.

Es gibt nicht allzu viele Waisen, die ihren Geburtstag nicht kennen. Die meisten Kinder, die im Wohlfahrtssystem enden, verlieren zwar irgendwann nach ihrer Geburt ihre Eltern. Doch sie haben Namen, und es gibt Unterlagen, die über sie Auskunft geben. Im Waisenhaus waren fünfzig

Kinder, und ich war die Einzige, über die überhaupt keine Unterlagen existierten. Die älteren Kinder nannten mich den *Geist*. Sie meinten es nicht böse. Die meisten von ihnen waren im Wohlfahrtssystem gelandet, weil sie in ihren Familien schlecht behandelt worden waren; und wenn sie nicht gerade von Adoption träumten, dachten sie sich für mich eine Vergangenheit mit netten, lächelnden Eltern aus, die nicht tranken.

Mr. Stevenson und die anderen Betreuer wählten einen Geburtstag für mich aus. Ich wünschte, ich wüsste, wie sie es gemacht haben. Bedeuteten Monat und Tag tatsächlich irgendetwas, oder war das Ganze genauso willkürlich wie der Name *Sarah*? Wie auch immer, mein erfundener Geburtstag war der fünfzehnte August, und es war an ebendiesem Tag vor drei Jahren, dass die Karten in mein Leben traten. Ich hatte vier neue Bücher vom Stapel mit den Buchspenden zum Lesen mitgenommen und hatte mich schon zum Gehen gewandt, als Lee sie mir in die Hand drückte.

»Alles Gute zum dreizehnten Geburtstag«, sagte sie.

Es war das erste Geschenk, das ich jemals bekommen habe. Im Waisenhaus hatte Mrs. Gotts zur Feier unserer Geburtstage kleine Kuchen gebacken, aber es war kein Geld da, um Geschenke zu kaufen, und die Billingtons waren nicht gerade der Typ für Geschenke.

Ich ließ das kleine, in Geschenkpapier eingepackte, viereckige Päckchen mit der rosa Schleife neun Tage unter meinem Kopfkissen liegen. Am zehnten Abend gewann meine Neugier die Oberhand über die Freude, die mich jedes Mal erfüllte, wenn ich das verpackte Geschenk betrachtete. Unten brüllte Randy gerade den Fernseher an, als ich das Geschenkpapier aufriss. Der Anblick der Karten verwirrte mich zuerst. *Tarotkarten*. Ich hatte in einem Roman über sie

gelesen, hatte im Nachmittagsfernsehen jemanden gesehen, wie er sie legte, aber wozu sie wirklich da waren, wusste ich nicht so recht. Ich las die beigelegte Anleitung. Dort hieß es, dass ich mich mit meinen Karten vertraut machen und mich auf sie einstimmen solle, damit sie mir die passenden Informationen geben konnten. Ich hatte keine Ahnung, was das alles bedeuten sollte, aber ich liebte die Karten. Sie gehörten mir, ich hatte sie als Geschenk bekommen, und mehr brauchte ich nicht.

Ich mischte meine Karten unaufhörlich, prägte mir jeden der leuchtend bunten Aufdrucke ein und trug jeden Tag eine andere Karte in der Tasche mit mir herum. In der Anleitung las ich, es sei schwierig, die vielfältigen Bedeutungen jeder Karte im Gedächtnis zu behalten, und dass es seine Zeit brauche, um mit ihnen richtig umgehen zu können. Aber mir fiel es nie schwer, mir alle Details zu merken.

Die Karten wurden zu meinen Freunden. Ich sprach zu ihnen, während ich mit der Wäsche zugange war, legte sie um mich herum aus, wenn ich das Essen zubereitete, und schlief mit ihnen unter meinem Kissen. Es dauerte nicht lange, bis Janet die Karten entdeckte. Ich dachte, sie würde wütend werden, und sie war es zuerst auch, weil sie annahm, ich hätte ihr oder Randy Geld gestohlen, um das Kartenspiel zu kaufen. Da sie mir niemals auch nur einen Cent für mich selbst gaben, erschien ihre Annahme auch nicht ganz aus der Luft gegriffen. Mir gelang es, Janet davon zu überzeugen, dass ich sie nicht bestohlen hatte, indem ich ihr zu verstehen gab, dass sie doch viel zu schlau sei, um so etwas nicht gleich zu bemerken. Ich war mittlerweile eine ziemlich geschickte Lügnerin geworden. Und das musste ich auch sein, um die Billingtons immer wieder zu beschwichtigen. Unglücklicherweise war unsere Begegnung

damit noch nicht zu Ende. Sobald Janet die Sache mit dem Geld abgehakt hatte, erkannte sie die Gelegenheit, ihre Freundinnen mit den Karten zu unterhalten. Sie wollte, dass ich ihnen zum Donnerstagstee die Karten legte, und es spielte keine Rolle, dass ich nicht die geringste Ahnung davon hatte. Wenn Janet etwas wollte, musste es auch geschehen.

Also improvisierte ich. Als in der nächsten Woche wieder die Frauen vom Friseur kamen, legte ich die Karten nach einem willkürlichen Muster aus, so wie ich es im Fernsehen gesehen hatte, und drehte sie eine nach der anderen um. Ich kann mich noch gut daran erinnern, wie mir plötzlich der Kopf schwirrte und wie die Bilder einfach nacheinander in meinem Kopf auftauchten. Ein Hund, ein Buch, ein Mann, dem ein Finger fehlte. Das Ganze machte mir ein wenig Angst. Die Bilder wirkten so lebendig. Ohne nachzudenken, sagte ich den Frauen einfach, was ich sah. Es gefiel ihnen nicht. Die Karten zeigten mir die Wahrheit über ihr Leben, und die meisten Menschen mögen die Wahrheit nicht.

Ich brauchte eine Weile, um mich daran zu gewöhnen, dass ich in den Karten das Leben anderer Leute las. Ich sah nur einen kleinen Ausschnitt, aber daraus formte sich ein Bild von der Person vor mir; ein wenig Vergangenheit, ein wenig Gegenwart und ein wenig Zukunft. Sobald mir die Sache vertraut war, versuchte ich, in mir selbst zu lesen, in der Hoffnung, etwas über meine Vergangenheit herauszufinden. Aber bei mir selbst funktionierte es nicht. Auf welche Weise auch immer ich die Karten legte, niemals war da dieses Schwirren in meinem Kopf, wenn ich Fragen nach mir stellte, und es kamen auch nie irgendwelche Bilder.

Ein Nachteil meines neu entdeckten Talents war, dass es mit meinen Nachmittagen im Secondhandladen nun vorbei

war. Nachdem ich ihren Freundinnen mehrere Wochen lang die Karten gelegt hatte, begann Janet Fremde einzuladen und ihnen Geld dafür abzuknöpfen, dass ich einen Blick in ihre Karten warf. Zuerst waren es nur ein oder zwei Frauen am Tag; Leute, denen Janet beim Friseur begegnet war. Dann breitete sich die Neuigkeit aus, und sie brachte Interessierte aus dem Lebensmittelladen nach Hause, aus dem Nagelstudio und selbst aus dem Bingosaal. Allmählich begann ich, mir Sorgen zu machen. Es war nicht nur so, dass mir von all der vielen Kartenleserei der Kopf wehtat und dass Janet außerdem erwartete, dass ich neben den Sitzungen auch all meine sonstigen Pflichten wie gewohnt versah, was bedeutete, dass ich noch weniger Schlaf bekam als sonst. Nein, ich machte mir Sorgen wegen Randy. Ich wusste, dass Janet das Kartenlegen vor ihrem Mann geheim hielt, weil sie das Geld nicht mit ihm teilen wollte, aber früher oder später würde er doch etwas bemerken, und dann würden wir beide in Schwierigkeiten stecken.

»Du hältst dich wohl für besonders schlau, wie?«, zischte Janet, als ich meine Sorge zum Ausdruck brachte. »Du glaubst, ich würde dir etwas von diesem Geld abgeben, damit du den Mund hältst, nicht wahr?«

Es war das erste Mal, seit ich bei den Billingtons eingezogen war, dass ich mir ziemlich dumm vorkam. Ich hätte wirklich einen Anteil von dem Geld verlangen sollen, das Janet einsteckte. Mittlerweile belief es sich auf eine Summe von mehreren Hundert Dollar die Woche. Ich hätte davon vielleicht sogar eine Putzfrau bezahlen können, die mir im Haus half, sodass ich zur Schule gehen konnte. Aber jede Nacht nur drei Stunden zu schlafen sorgte nicht gerade für einen wachen Verstand.

Janet wertete mein Schweigen als eine Bestätigung ihres

Verdachts. Sie kam um die Wohnzimmercouch herum auf mich zu, und ihre Fistelstimme schwang sich zu ungeahnten Höhen auf. »Du bist nichts Besonderes, weißt du? Ohne diese Karten bist du nichts. Nur eine kleine Waise, die bei anständigen Christenmenschen schmarotzt.«

Ich war zu verängstigt, um wegzurennen, als sie plötzlich ihre Finger wie Schlangen ausfuhr, meine Arme packte und mich mit roher Gewalt schüttelte.

»Ich werde Randy heute Abend von deiner kleinen Begaubung erzählen. Er wird sicher wissen, was sich sonst noch so alles mit dir anstellen lässt.«

Im Gegensatz zu den meisten von Janets Ankündigungen entpuppte sich diese allerdings als leere Drohung. Sie hat Randy nie vom Kartenlesen erzählt. Aber sie hat in der Tat eine weitere Methode gefunden, um noch mehr Geld aus mir herauszuschlagen.

Es war ein Dienstagabend: Randy war beim wöchentlichen Pokerabend mit seinen Kumpels, als Janet in mein Zimmer geplatzt kam und mir ein langärmeliges schwarzes Kleid vor die Füße warf.

»Zieh das an, und komm nach unten«, war ihre einzige Erläuterung.

Die Treppe war dunkel, als ich einige Minuten später hinunterging, und aus der Küche kam gedämpftes Flüstern.

»Ah, da ist sie. Komm herein, Sarah, die Olsons haben schon auf dich gewartet.«

Die brennenden Kerzen warfen scharf konturierte Schatten über Janets lächelnde Züge. Sie hatte zwei Ehepaare in mittleren Jahren ins Haus geholt und ihnen versprochen, dass ich einen Kontakt zum jüngst verbliebenen Roger Olson würde herstellen können.

Zuerst sträubte ich mich bei dem Gedanken, diese trau-

erden Fremden zu belügen. Schließlich wusste ich nicht das Geringste darüber, wie man mit Toten Kontakt aufnahm!

Aber Janet hatte mein Widerstreben vorhergesehen und positionierte sich geschickt hinter mir, sodass sie mir die Hände auf die Schultern drücken konnte, bis ich den Platz an der Stirnseite des Tisches eingenommen hatte.

»Lassen Sie sich durch ihre Sprachlosigkeit nicht beunruhigen«, sagte Janet, »Sarahs bloße Gegenwart wird den Geist Ihres Vaters zu uns rufen. Jetzt fassen sich bitte alle an den Händen.«

Wenn mich die Sache nicht so angewidert hätte, hätte mich Janets Schauspielerei vielleicht beeindruckt.

Sie hatte offensichtlich Nachforschungen angestellt oder sich ein paar Filme mit spiritistischen Sitzungen angesehen, denn bald schon rief sie in übertrieben dramatischer Hollywoodmanier nach dem Geist von Roger Olson und forderte ihn auf zu erscheinen.

»Ah, ich spüre seine Gegenwart!«, verkündete Janet eine Weile später. »Stellen Sie jetzt Ihre Fragen.«

Erstaunt hörte ich zu, wie Bruder und Schwester Olson anfangen, über das Geld zu reden, das ihr Vater ihnen hätte hinterlassen sollen, während ihre stummen Ehepartner, einen nicht minder zornigen Ausdruck im Gesicht, auf die Kerzen in der Mitte des Tisches starrten.

Geld. Immer geht es um Geld.

Ich konnte sehen, wie Janet ihr Grinsen verbergen musste, als sie die Hände hob. »Oh Geist, gib uns ein Zeichen, dass du hier bist! Sag uns, wo du das Geld versteckt hast!«

In diesem Moment kroch mir eine plötzliche Kälte über die Haut, und die Flamme im Zentrum des Kreises flackerte wild. Ich sah Janet an und fragte mich, ob sie auf die Kerzen

blies; es wäre jedenfalls typisch für sie gewesen. Doch ihr Gesicht war ausdruckslos, und sie schien den Windzug nicht bemerkt zu haben. Alle anderen blickten gebannt auf Janet, während sie mit dem Geist ins Gericht ging, und waren viel zu beschäftigt, um das Flackern zu bemerken.

Es war die Kaffeetasse neben der Spüle, die dem Abend ein abruptes Ende setzte. Ohne jede Vorwarnung kippte sie um, rollte ein Stück und zersprang auf dem Küchenboden in tausend Scherben, was die Olsons so erschreckte, dass sie in aller Eile das Haus verließen.

Scherben bringen Glück, heißt es, und die Sache mit der zerbrochenen Tasse entpuppte sich tatsächlich als Glücksfall. Das Ganze erschreckte Janet so sehr, dass sie nie wieder versuchte, eine Séance abzuhalten. Sie hörte sogar auf, Leute zum Kartenlegen herzubringen. Eine Woche nachdem die Olsons fluchtartig das Haus verlassen hatten, begann ich zu hoffen, dass alles wieder normal werden würde. Aber nichts sollte je wieder so werden, wie es war.

Der Abend, an dem Janet nicht zum Essen nach Hause kam, hat alles verändert.

Ich hatte das Bœuf Stroganoff und den Mandelreis bereits fertig auf dem Tisch stehen, als Randy aus dem strömenden Regen hereinkam und verkündete, dass Janet nicht zum Abendessen kommen würde. Ich beobachtete ihn aus den Augenwinkeln. Der Schlamm an seinen Stiefeln tropfte auf den alten Teppich, als er seinen Mantel auszog und sein fettiges, nasses Haar aus dem Gesicht strich. Bei Regen bekam Randy im Allgemeinen schlechte Laune, aber an diesem Abend waren seine Bewegungen langsam und gleichmäßig, ein Zeichen von Gelassenheit.

Wir wechselten kein Wort, als er in die Küche kam, um zu sehen, was es zum Essen gab. Das war nicht weiter unge-

wöhnlich. Aber dann nahm er direkt am Küchentisch Platz, etwas, was er in den drei Jahren, die ich mit ihm zusammen in diesem Haus gelebt hatte, noch nie getan hatte. Er aß sonst immer vorm Fernseher. Ich fühlte mich in der kleinen Küche sehr beengt, daher widmete ich mich dem Geschirr, während er sein Essen herunterschlang. Als er grunzend nach seinem Nachttisch verlangte, fiel mir auf, dass er sein Bier nicht angerührt hatte, eine weitere Premiere. Bis zum Nachttisch war er normalerweise schon bei der dritten Flasche angelangt.

Der Pfirsich-Brombeer-Kuchen dampfte noch, als ich ihn vor ihn hinstellte.

»Vorsicht, heiß«, warnte ich ihn. Er reagierte nicht.

Nachdem sich Randy am Kuchen gütlich getan hatte, wartete ich darauf, dass er ging, aber er saß einfach nur da und klopfte mit den Fingern auf den Tisch, während das Licht der Küche die Oberfläche seiner dreckverschmierten Hände beleuchtete. Er betrachtete mich eingehend, dann griff er in die Gesäßtasche und zog ein Päckchen Zigaretten heraus. Mein Herz begann zu rasen. Ich wandte mich wieder der Spüle zu und tauchte die Hände ins Spülwasser, um ganz langsam den letzten Teller zu schrubben. Sein gesamtes Verhalten stimmte nicht. Seine Laune, das Essen in der Küche und dass er sein Bier nicht anrührte. Und warum die Zigaretten? Ich hatte ihn noch nie zuvor rauchen sehen.

»Du bist ziemlich hübsch, weißt du.« Seine Augen glühten in einem unheimlichen Gelb. »Ich habe schon immer eine Schwäche für schwarzhäarige Menschen gehabt.«

Seine Worte ergaben keinen Sinn, aber der Blick, den er mir zuwarf, ließ mich blitzschnell nach dem Küchenmesser greifen. Ich versuchte, ihn abzuwehren, aber Randy lachte nur und setzte mir nach. Ich schrie ihn an, er solle aufhören

und nicht näher kommen, aber es war umsonst. Er gab nicht das geringste Geräusch von sich, als die Klinge in sein Bein schnitt. Es war, als spüre er es gar nicht. Und dann knurrte er in einer Sprache, die ich noch nie zuvor gehört hatte, und versuchte, mir mit der Faust ins Gesicht zu schlagen.

Ich habe nie größere Angst gehabt als in diesem Moment.

Ich floh in mein Zimmer und verriegelte die Tür hinter mir. Randy verfiel wieder ins Englische und brüllte, dass er mich umbringen werde. Dass er die Tür eintreten und mich umbringen werde. Ich erstarrte vor Schreck. Ich hätte Möbelstücke vor die Tür schieben sollen, sie würde nicht lange standhalten, aber ich konnte mich einfach nicht rühren. In der einen Hand immer noch das blutige Küchenmesser haltend zog ich mit der anderen die Karte hervor, die ich mir irgendwann früher am Tag in die hintere Hosentasche gesteckt hatte. Es war *Der Narr*.

Der Narr bereist die Welt mit all seinen Habseligkeiten in einem kleinen Beutel. Er weiß nie, wo er hingeht; er weiß nur, dass er seinen Visionen und Träumen folgen muss, und von denen hat er jede Menge. Für ihn ist es das Wichtigste im Leben, in die weite Welt hinauszugehen und dabei jeden Moment zu genießen. *Der Narr* steht für die Reise, den Beginn eines Abenteuers ... den Anfang eines neuen Lebens.

In diesem Moment – mit der Karte in der Hand und Randy an der Tür, der mir zubrüllte, endlich aufzumachen – wusste ich, dass meine einzige Überlebenschance in der Flucht lag. Aber ich konnte nirgendwohin! Die Tür erbebte unter Randys Gewicht. Die Angst jagte mir Schauer über den Rücken. Ich flehte den Narren an, mir zu sagen, wo ich hingehen sollte.

Und er antwortete.



Der König der Münzen

Tatsächlich antwortete mir *Der Narr* nicht in Wirklichkeit.

Aber damals kam es mir so vor, als sei mir die Vision, die vor mir erschien, von der Karte gesandt worden, auch wenn ich jetzt weiß, dass das nicht der Fall war. Meine Visionen haben nichts mit den Karten zu tun. Sie kommen, wann es ihnen beliebt und sooft es ihnen beliebt. Und die erste kam in ebenjener Nacht, in der Randy beschloss, mich zu töten.

Dort, mitten in meinem winzigen Zimmer, sah ich einen Bus, auf den oben die Nummer 16 geschrieben war. Ganz deutlich stand er mitten im Raum, ein blauer Bus mit weißen Streifen, sechs Passagieren und einem schläfrig wirkenden Fahrer. Der Bus schwebte für einige Sekunden über meinem Schlafzimmerteppich, bis er durch Straßenschilder, einen Park, rote Backsteinhäuser und *Tonys Bäckerei* ersetzt wurde. Ich sah eine alte Dame, die einen großen Sack Mehl von einer langen hölzernen Abstellfläche zu einer Tür im rückwärtigen Teil des Raums trug. Ihre Wangen waren gerötet, sie trug ein langärmeliges braunes Kleid voller weißer Staubflecken, und ihre Augen wirkten gequält.

Randy schrie mich an, ich solle die Tür öffnen, und das Bild der alten Frau verschwand. Ich erinnere mich, einfach nur dagestanden und geblinzelt zu haben, bis das Geräusch

von splitterndem Holz mich aktiv werden ließ. Ich stopfte ein paar Kleider in meinen Rucksack, steckte mir die Karten in die Hosentasche, kletterte aus dem Fenster und verließ die Billingtons für immer.

Vermutlich hätte ich überraschter sein sollen, als ich den Bus, den ich in meiner Vision gesehen hatte, nur drei Straßenzüge weiter auch tatsächlich vorfand. Dieselbe Nummer, dieselben Insassen, derselbe schläfrige Fahrer... ich hätte schockiert, vielleicht sogar entsetzt sein sollen, aber ich war es nicht. Wahrscheinlich, so denke ich im Rückblick, fand ich wohl, dass es kein so großer Unterschied ist, ob man nun Visionen hat oder in den Karten das Leben anderer Menschen sieht. Oder vielleicht war es nicht so einfach, schockiert zu sein, nachdem ich gerade der Mordattacke meines Pflegevaters entkommen war. Aus welchem Grund auch immer, ich vertraute der Vision, stieg in den Bus und fuhr bis zur letzten Haltestelle mit. Von dort aus folgte ich den Straßenschildern und den Örtlichkeiten, die mir meine Vision gezeigt hatte. Im Süden von Boston angelangt hatte ich keine Anhaltspunkte mehr und wusste nicht, wohin ich mich wenden sollte. Nirgendwo eine Spur von der Bäckerei oder der alten Frau.

Es ist schon seltsam, was die Dunkelheit mit einer Stadt anstellen kann. Fröhliche Kopfsteinpflasterstraßen werden in Düsternis getaucht, Bäume verwandeln sich in böartige Schatten, und jeder Fremde wird zu einer möglichen Gefahrenquelle. Als meine Beine schwach wurden und mir der Blick vor Müdigkeit verschwamm, versuchte ich, mich im Eingang eines dunklen Wohnblocks auszuruhen, wurde aber von einem Obdachlosen verscheucht, der eine zerbrochene Flasche schwang. Nach einigen weiteren Versuchen, einen Hauseingang zu finden, der nicht von Pförtnern oder Ob-

dachlosen bewacht wurde, schlief ich zwischen zwei großen Müllcontainern hinter einem chinesischen Waschsalon ein.

Ich verbrachte zwei Nächte auf der Straße. Diese Zeit steht nicht auf der Liste meiner Lieblingstage, aber sie hätte auch schlimmer sein können. Viel schlimmer. Am dritten Tag fand ich *Tonys Bäckerei* und die alte Frau, die ich das Mehl hatte tragen sehen. Ich habe keine Ahnung, wie es dazu gekommen ist. Ich hatte Hunger, ganz schrecklichen Hunger, und der Geruch von frisch gebackenem Brot führte mich eine kleine Seitenstraße hinunter, und da war sie: *Tonys Bäckerei*, genau wie in meiner Vision. Die alte Frau hieß Francesca. Tony, ihrem Mann, gehörte die Bäckerei.

Als ich Tony mitteilte, dass ich einen Job bräuchte und dass ich achtzehn sei, wirkte er skeptisch, aber er stellte nicht allzu viele Fragen. Seine Frau wurde allmählich zu alt für die Arbeit, und er war zu geizig, um einen anständigen Lohn für eine Hilfskraft zu bezahlen. Er begriff, dass ich backen konnte und dass ich bereit war, für sehr wenig Lohn hart zu arbeiten, daher stimmte er einem Handel zu: Er würde mich in der schäbigen Wohnung über dem Laden wohnen lassen, würde Wasser- und Stromrechnung übernehmen und mich in der Bäckerei essen lassen – und als Gegenleistung musste ich zehn Stunden am Tag arbeiten. Ich stimmte seinen Bedingungen zu, nachdem er eingewilligt hatte, mir am Tag zehn Dollar für »Nebenausgaben« zu zahlen.

Es gab viel schlechtere Jobs. Die Arbeit bei Tony begann um drei Uhr morgens mit der Vorbereitung des Teigs. Darauf ging es mit den Broten weiter, dann kamen die Sandwiches, und um zwei Uhr nachmittags war ich fertig. Es war wirklich nicht fürchterlich viel Arbeit, vor allem da ich es gewohnt war, noch mehr zu arbeiten und überhaupt

kein Geld dafür zu bekommen. Trotzdem waren die ersten Wochen schwierig. Ich fand es schrecklich, nach der Arbeit die Bäckerei zu verlassen, weil ich nicht allein sein wollte. Die Wohnung über meiner stand leer, bis auf die Ratten. Ich konnte sie umherhuschen hören, wenn ich nachts versuchte einzuschlafen, und daran musste ich mich erst einmal gewöhnen. Ich schlief nicht gut. Und es waren nicht nur die Ratten oder das Alleinsein, was mich nachts wach hielt, es war auch die Angst davor, dass die Billingtons mich finden könnten.

Einige Wochen, nachdem ich angefangen hatte, für Tony zu arbeiten, weckte mich eines Nachts das Klappern der Feuerleiter aus unruhigem Schlummer. Ich flehte um eine weitere Vision; eine, die mich an einen Ort führen würde, wo es mehr Wärme gab, oder zu jemandem, der sich um mich kümmern würde. Es war natürlich reines Wunschdenken. Keine Vision stellte sich ein, und ich sah nur Randys merkwürdig glühende Augen in jedem dunklen Winkel des Raums. In meiner Angst vor dem Alleinsein zog ich die Karten hervor, breitete sie auf dem Bett aus und bat sie um Hilfe. Nichts geschah, aber mein Blick wanderte immer wieder zum *Herrscher*.

Der Herrscher sitzt auf seinem Thron aus Gold und Widerköpfen, hoch über der Welt, die er regiert. Er ist die Vaterfigur der Tarotkarten, der Mann mit dem weißen Bart, der nah und fern mit Weisheit und Gelassenheit regiert. Einer Auslegung zufolge steht der *Herrscher* für die Überlegenheit von Intelligenz und Vernunft über Leidenschaft und Gefühl. Er ist das Symbol von Selbstvertrauen und Beständigkeit, der unbeugsame Geist.

Ich schob die Karte unter mein Kissen und ließ Gesicht und Blick des weisen Herrschers meinen Kopf erfüllen. Ich

versicherte mir, dass auch mein Geist unbeugsam sei, und kämpfte meine Tränen nieder. Damals schwor ich mir, nie wieder zu weinen. Ich hatte mit der Angst abgeschlossen. Die meiste Zeit meines Lebens hatte ich in Angst verbracht. In Angst davor, vom Waisenhaus weggeschickt zu werden, in Angst vor Janets Drohungen, vor Randys Fäusten, vor den dunklen Straßen der Stadt und vor der Einsamkeit. Ich würde mir nie wieder erlauben, Angst zu haben.

Nach dieser Nacht wurde allmählich alles besser.

Wenn ich mein Geld für Essen und den wöchentlichen Zuschuss für »Nebenausgaben« zusammenhielt, hatte ich immer genug für Kleider und Bücher aus den umliegenden Secondhandshops. Da Francesca darauf bestand, erhöhte Tony meine zehn Dollar einige Monate später auf zwanzig. Mehr und mehr nutzte ich das zusätzliche Geld, um Mehl und andere Zutaten zu kaufen, sodass ich auch während meiner Freizeit backen konnte. Aus Zutaten für zehn Dollar konnte ich leicht dreißig machen, indem ich meine Backwaren auf dem Campus der nahen Universität verkaufte. Ich konnte echte Rücklagen bilden. Ohne das Geld, das ich für Bücher und hin und wieder das eine oder andere Kleidungsstück ausgab, verdiente ich bis zu hundertfünfzig Dollar pro Woche, und während der Examenswochen und an Wochenenden mit Feiertagen war es noch mehr.

Zu meinem vierzehnten Geburtstag kaufte ich mir einen gebrauchten Computer, ging in ein kostenloses Internetcafé und suchte im Netz nach allem, was mir gerade in den Sinn kam. Ich las frei zugängliche Auszüge aus Büchern, klickte mich durch Seiten über Geschichte, Kunst, Mythologie oder Astronomie und lernte neue Rezepte auswendig, bis meine Augen glasisch waren und es wieder an der Zeit war zu arbeiten. Immer wieder googelte ich nach dem Wort »böse«,

in der Erwartung, ein Bild der Billingtons vorzufinden. Auf sie stieß ich niemals – jedoch auf eine Menge anderer Dinge und Wesen. Geister, Dämonen, Teufel, Vampire, Werwölfe, Poltergeister ... Die Überlieferung aus Sagen und Märchen faszinierte mich immer stärker, und ich informierte mich gründlich über alle möglichen Arten von Geschöpfen. Und einige Wochen nachdem ich meinen Computer gekauft hatte, landete ich auf einer Website über Dschinn.

Ich hatte schon zuvor Bücher gelesen, in denen Dschinn vorgekommen waren. *Tausendundeine Nacht*, das Buch, aus dem uns Mrs. Rachel im Waisenhaus vorgelesen hatte, enthielt jede Menge Geschichten mit Dschinn. Aladin, eine meiner Lieblingsmärchenfiguren, machte sich die Hilfe eines Dschinns zunutze, der an eine Lampe gebunden war. Aber diese Website war anders. Sie deutete Dschinn nicht als mythische Wesen, die all jenen, die ihre Lampen besaßen, besondere Wünsche erfüllten. Hier wurde über die Dschinn geschrieben, als seien sie *wirklich*.

Wenn man nur lange genug im Internet surft, findet man alle möglichen Spinner. Leute, die behaupten, von Außerirdischen entführt worden zu sein. Leute, die behaupten, zwischen den Welten zu reisen. Aber zu jenen Seiten gehörte diese Website nicht. Der Verfasser war ein Literaturhistoriker, der über dreißig Jahre lang Dokumente gesammelt hatte. Ob Islam, Judentum, Christentum, Hinduismus – die heiligen Schriften fast jeder Religion enthielten alle mindestens eine Geschichte über Dschinn. Manche bezeichneten sie als gefallene Engel, andere als Dämonen und wieder andere als Präadamiten, also als menschliche Wesen, die schon vor Adam existierten. Uralte Zivilisationen hatten sie als Götter angebetet, und es gab Anhänger von okkulten Praktiken, die ihnen heute noch huldigten! Auf die eine

oder andere Weise glaubten Hunderte Millionen Menschen an diese Wesen.

Die vom Verfasser angeführten Quellen beschrieben die Dschinn als eine der ältesten Dämonenarten, die der Menschheit bekannt sind. Sie wurden zweitausend Jahre vor dem Menschen aus dem Feuer geboren und leben auf der Erde in einer anderen Dimension. Manche von ihnen können in unsere Dimension überwechseln, und wenn sie das tun, richten sie Chaos und Verwüstung unter jenen an, die sie am meisten hassen: die Menschen. Besessenheit herbeiführen, Verwandlungen initiieren, Menschen durch Illusionen in den Wahnsinn treiben, sich als Propheten ausgeben, um Menschen in die Irre zu führen – all das gehört zu den Talenten der Flammenblüter.

Das alles klang schon unheimlich genug. Doch war es der mit »Dschinn erkennen« überschriebene Abschnitt, der mir eine wahre Gänsehaut bescherte.

Es gibt mehrere Methoden, um festzustellen, ob jemand von einem Dschinn besessen ist. So sind etwa eine heiße Haut, völlige Gefühllosigkeit und übermenschliche Kraft typische Merkmale. Manche Quellen sagen, dass ein von einem Dschinn besessener Mensch in Zungen redet und seine Augen in einem hellen Gelb leuchten, wenn man ihn in Rage bringt.

Der Absatz klang zu wahr, um mir nicht meine Ruhe zu rauben. Das Sprechen in Zungen, die glühenden gelben Augen und die Gefühllosigkeit... ich war alledem schon begegnet.

Karten und Visionen sind das eine, aber sich einzugestehen, dass Dschinn wirklich real sind... dass Menschen von

Dämonen besessen sein können... Sagen wir einfach mal, es gibt Dinge, an die zu glauben leichterfällt. Ich wollte es nicht glauben, aber das Leben kümmert sich nicht sonderlich um das, was man will.

Fast zwei Jahre nachdem ich bei Tony angefangen hatte, erlebte ich eine weitere Vision.

Ich knetete gerade Teig in Tonys kleiner Küche, als es mir plötzlich vorkam, als würde mein Geist aus meinem Körper gerissen und durch den Raum geschleudert. Ich sah verschwommene Farben, dann konnte ich etwas ausmachen, was wie ein Straßenschild aussah: *Greenburg Lane*. Dann war da ein hellrosa verputztes Haus, und ich schwebte um es herum, in den Garten dahinter. Eine rot-gelbe Schaukel, ein kleiner Sandkasten, ein grüner Eimer mit der Aufschrift *Andy* und ein gelber Holzzaun. Im Garten spielte ein Junge. Er war ungefähr fünf. Kurzes braunes Haar, Spider-Man-T-Shirt und dicke Brillengläser, die seine Augen zu groß für seinen Kopf erscheinen ließen. Ich betrachtete die Szene und versuchte zu verstehen, was mir da gezeigt wurde. Ein Kopf erschien auf der anderen Seite des Zauns. Ein Mann mit gelb glühenden Augen. Mir wurde übel, als ich mitverfolgen musste, wie er sich in den friedlichen Garten schlich, den kleinen Jungen am Arm packte und ihn über den Rasen schleuderte.

Als die Bilder verschwanden, starrte ich auf meine Hände; auf die Teigklumpen, die ich zwischen meinen weißen Knöcheln zerquetscht hatte. Ich konnte es nicht länger leugnen. Dschinn gab es wirklich, und ich hatte keinerlei Zweifel, was ich tun musste. Ich musste den Jungen finden. Es hatte einer Vision bedurft, um mich zu retten, und jetzt wollte eine andere Vision, dass ich Andy vor seinem gelb-äugigen Peiniger rettete. Natürlich hatte ich nicht den lei-

sesten Schimmer, was genau ich tun sollte und womit ich es hier überhaupt zu tun hatte. Daher wandte ich mich wieder der Website zu und fand den Unterabschnitt darüber, wie man einen Dschinn aus einem besessenen Körper vertreibt:

Ein Dschinn kann sich eines Menschen nicht bemächtigen, ohne vom Opfer selbst eingelassen zu werden. Trotz dieser Tatsache ist Besessenheit nicht ungewöhnlich, und dafür gibt es einen Hauptgrund: Unwissenheit. Menschen, die keine Ahnung davon haben, dass sie von einem Dschinn ins Visier genommen werden, sind anfällig. Ein Dschinn braucht einem Menschen nur ins Ohr zu flüstern, um sein Opfer glauben zu machen, die vernommene Stimme sei in Wirklichkeit dessen eigene. Der Dschinn kann nun ganz auf die Schwächen seines Opfers setzen und es dazu bringen, schreckliche Dinge zu tun, wodurch es sich ihm weiter öffnet, sodass der Dschinn vollen Besitz von ihm ergreifen kann. Sobald dieser Zustand der Besessenheit dann erreicht ist, wird der Dschinn alles tun, um seine Macht über sein Opfer zu stärken. Man hat einige wenige Methoden zur Austreibung von Flammenblütern ausfindig machen können; darunter befinden sich eine Beschwörungsformel und das Siegel des Salomo.

Kundige berichten davon, dass der Dschinn den Körper seines Opfers verlässt, wenn diesem das Siegel des Salomo auf die Haut gedrückt wird. Daneben ist eine Beschwörungsformel bekannt, um das Ungeheuer zu vertreiben. Leider sind beide Methoden sehr riskant, da sie den direkten Kontakt erfordern. Der Rauch von Salbei, Salz und Silber kann ebenfalls eingesetzt werden, um dem Dschinn Verbrennungen zuzufügen, aber je nach der Stärke seiner Macht über sein Opfer wird diese Maßnahme ihn wo-

möglich nicht dazu bewegen können, den Körper seines Opfers zu verlassen.

An diesem Tag malte ich nach der Arbeit Salomos Symbol auf ein Stück Papier, schnappte mir eine Packung Salz und das einzige Silber, das ich finden konnte: eine kleine versilberte Muttergottesfigur, die Francesca in der Küche aufbewahrte. Salbei hatte ich so kurzfristig unmöglich auf-treiben können; also steckte ich meine anderen Waffen in die Tasche, informierte mich, wo sich die Greenburg Lane befand, und wechselte zweimal den Bus, bis ich den entsprechenden Vorort erreicht hatte. Das rosa Haus lag zwischen zwei großen Kiefern versteckt, genauso wie ich es im Geiste vor mir gesehen hatte. Ich schlich mich in den Hof und war wenig überrascht, Andy im Sandkasten spielen zu sehen. Ich näherte mich ihm nicht, sondern wartete stattdessen auf das Erscheinen des Dämons.

Ich hatte keine Ahnung, worauf ich mich einließ, als ich an jenem Tag in die Greenburg Lane fuhr. Denn ich hatte es so eilig, Andy zu Hilfe zu kommen, dass ich nie wirklich darüber nachgedacht hatte, was geschehen würde, wenn sich die Informationen auf der Website als falsch herausstellten. Was wäre passiert, wenn das Salz und das Silber *nicht* gewirkt hätten?

Glücklicherweise taten sie es.

Als der Besessene schließlich auf der Bildfläche erschien, griff ich ihn mit dem Salz an. Was dem Dschinn nicht gefiel. Mit einem wütenden Knurren drehte er sich zu mir um, und für einen Moment war ich wie gelähmt. Bis zu diesem Moment war ich innerlich eiskalt, hatte alles unter Kontrolle gehabt, aber beim Anblick der gelben Augen in dem wutverzerrten Gesicht war es mir, als stürzte sich

Randy von neuem auf mich. Andys Angstschrei riss mich aus meiner Schockstarre, und ich ging auf den Dämon los.

Es war das Dümme, was ich hätte tun können. Wäre der Dschinn nicht dadurch abgelenkt gewesen, dass Andy zum Haus hinüberries, hätte ich vermutlich keine Chance gehabt. So jedoch schaffte ich es, den Mistkerl rückwärts in den Sandkasten zu werfen. Danach ging alles sehr schnell. Die Finger, die sich plötzlich um meinen Hals legten, meine über dem Sand baumelnden Füße, die Muttergottes in meiner Hand und dann dieses schreckliche Zischgeräusch.

Von ein paar fingerabdruckgroßen blauen Flecken um meinen Hals einmal abgesehen, bin ich meiner ersten gefährlichen Begegnung mit einem Dschinn unversehrt entronnen. Ich hatte Glück. In dem Moment, da die Silberstatue den Dämon berührte, brannte sie einen Abdruck von Marias Umrissen auf seine Haut, und plötzlich wurden die gelben Augen blau. Thomas, der sich als Andys Nachbar herausstellte, konnte sich nicht daran erinnern, wie er in den Garten gelangt war oder weshalb er die Finger um meinen Hals hatte. Ich erklärte ihm, er sei von einem Dschinn besessen gewesen und dass er sich Literatur über Dschinn verschaffen müsse, um sich zu schützen. Er war so erschüttert, dass er nicht protestierte, als ich ihm nun das Papier mit dem Siegel des Salomo in die Hand drückte. Dann verließ ich die Greenburg Lane so schnell, wie ich nur konnte.

Einen Dschinn loszuwerden ist nicht immer so einfach. Im Laufe des nächsten Jahres hatte ich zwölf weitere Visionen, jede von einem anderen Kind, das von einem besessenen Erwachsenen misshandelt wurde. Bei meiner zweiten Begegnung hatte sich der Dschinn der Mutter eines sechs Jahre alten Mädchens bemächtigt, und er war viel stärker, als es der erste gewesen war. Stärker und schlauer. Als er mich

herannahen hörte, wick er dem Salz aus. Es gelang ihm, mir ein paar ziemlich heftige blaue Flecken zu verpassen, bevor ich ihm die silberne Muttergottes auf die Haut drücken konnte. Das Schlimmste war, dass das Silber ihn zwar in die Knie zwang, doch wollte der Dschinn den Körper der Frau dennoch nicht verlassen. Ich versuchte es mit dem aufs Papier gemalten Siegel des Salomo, aber es funktionierte nicht. Glücklicherweise erfüllte die Beschwörungsformel dann ihren Zweck.

Im Laufe der Zeit bin ich in Sachen Dschinnaustreibung immer besser geworden, vor allem weil ich gelernt habe, das Ganze besonnen genug anzugehen, um tatsächlich einem *Plan* folgen zu können. Mein Plan besteht aus sechs Punkten: Finden, Siegel, Salz, Silber, Falle, Austreibung. Der erste Punkt erklärt sich wohl mehr oder weniger von selbst. Der zweite besteht darin, das Siegel des Salomo zu zeichnen, das, wie sich herausstellte, nur dann wirkt, wenn es mit Blut gemalt ist. Ich wähle eine Stelle in der Nähe des Dschinns, aber außerhalb seiner Sichtweite, und zeichne den sechszackigen Stern und die sechs ihn umgebenden Kreise auf den Boden. Im dritten Schritt geht es darum, sich dem Dschinn zu nähern und ihn mit Salz zu bewerfen. Wie ich schon sagte, Salz allein reicht nicht aus, aber es erregt immer seine Aufmerksamkeit. Wenn das Salz nichts ausrichtet, werfe ich dem Dschinn die Muttergottes zu, die dann die meisten Dschinn aus reinem Reflex auch auffangen. Wenn das noch immer nicht reicht, um den Dämon verschwinden zu lassen, laufe ich so schnell wie möglich über das Siegel des Salomo, das ich zuvor gezeichnet habe. Sobald der Dschinn auf das Siegel tritt, ist er gefangen und kann keinen Muskel mehr regen. Dann ist es Zeit für die Beschwörungsformel, und – voilà! – das Opfer ist dämonenfrei.

Zwei Jahre lang habe ich mich nun von diesen Visionen leiten lassen. Jedes Mal, wenn sich vor meinem inneren Auge ein Kind in Not zeigte, befreite ich es von seinem Dschinn und hatte das Gefühl, das Richtige zu tun. Mein Leben erschien mir ziemlich geregelt. Ein wenig Schlaf, ein Haufen Arbeit und dann und wann mal eine Dämonenaustreibung. *Seltsam* zwar, aber geregelt. Dann, um Punkt drei heute Morgen, als ich gerade in die Bäckerei hinuntergehen wollte, um italienisches Fladenbrot mit Rosmarin zu machen, stürzte eine Vision auf mich ein.

Sie begann mit einem langen blauen Zug und endete mit *ihm*.

Er sah aus, als sei er etwa in meinem Alter, vielleicht ein oder zwei Jahre älter. Halblanges blondes Haar, gebräunte Haut und schöne blaue Augen. Auch wenn er, anders als alle anderen zuvor, kein kleines Kind war, spürte ich doch, dass er das Opfer war; derjenige, der gerettet werden musste. Das war ja alles schön und gut, nur dass mir die Vision nicht zeigte, vor *wem* ich ihn retten sollte! Ich sah nur Zeichen, die mich zu einer Kleinstadt namens East Wendell schickten. Ich sagte mir, dass ein Mensch in Not, ungeachtet seines Alters, eben ein Mensch in Not sei, packte ein paar Sachen zusammen, schrieb einen Zettel für Francesca und Tony und machte mich auf den Weg zum Bahnhof.

Als ich in East Wendell ausstieg, stürzte erneut etwas auf mich ein.

Diesmal war es ein Auto. Ich wurde von einem Auto angefahren.



Das Rad des Schicksals

Manchmal komme ich mir so vor, als sei mein Leben ein verkorkstes Comic-Heftchen und ich die Antiheldin. Ich trage gebrauchte Sachen anstelle cooler

Verbrecherjäger-Klamotten, setze eine silberne Statue der Muttergottes ein statt Hightech-Geräten und verfüge über eine Superfähigkeit, die überhaupt nicht super ist. Eigentlich ist es gar keine richtige Fähigkeit. Am ehesten könnte ich es noch Hellseherei nennen; doch bin ich eine wirklich *schlechte* Hellseherin. Ich meine, was taugt es, in den Karten die Vergangenheit der Menschen zu sehen, wenn ich meine eigene Vergangenheit nicht sehen kann? Und meine Visionen? Zeigen sie mir denn etwas Nützliches wie, nun ja, was weiß ich – zum Beispiel dieses Monstrum von Jeep, das mich gleich überfahren wird? Nein. Oh nein, keineswegs. Warnungen gehören nicht zum Repertoire meiner Fähigkeiten. Meine Visionen führen mich immer nur direkt zu den Dschinn, die mich dann am liebsten schön langsam und mit Genuss umbringen wollen.

Aber ganz im Ernst: Welche Hellseherin, die etwas auf sich hält, lässt sich schon *überfahren*, wenn sie noch dazu gerade unterwegs ist, um jemanden zu retten? Das muss ganz bestimmt gegen irgendeinen Kodex verstoßen. Regel Nummer eins im Buch mit dem Verhaltenskodex für Su-

perhelden lautet ohne jeden Zweifel: *Wenn du gerade in ritterlicher Tapferkeit irgendjemandem zu Hilfe eilst, so lass dich dabei nicht überfahren!*

Als ich im Krankenhausbett aufwachte, bewies ich der Welt einmal mehr, dass ich *definitiv* keine Heldin bin.

»Seit fünf Minuten regt sie sich jetzt schon, Herr Doktor. Hat die Augen bisher noch nicht aufgeschlagen, aber ihr Puls ist gleichmäßig.«

Die Stimme klang wie aus der Ferne, als käme sie aus dem Nebenzimmer. Irgendetwas zog an der Innenseite meines rechten Arms.

»Die Röntgenbilder?« Eine Männerstimme. Sie war ein wenig deutlicher als die andere Stimme. Näher.

Ich begann Dinge wahrzunehmen. Das Laken unter meinen Fingern war kühl, und in der Luft lag ein schwacher Duft von Blumen.

»Alles in dieser Akte. Keine Brüche, eine Knochenfissur im linken Arm, Prellungen im Bauchraum sowie an Armen und Beinen.«

Ein sanfter Druck auf meine Lider zwang mich, die Augen zu öffnen. Für einen Moment waren da verschwommene Bewegungen, und dann blendete mich ein grelles Licht. Ich drehte mich etwas, und meine Beine streiften kühle Laken. War ich nackt!?

»Alles in Ordnung, Celine. Kein Grund zur Sorge.« Die Stimme des Arztes war jetzt ganz klar und deutlich zu vernehmen. Und sie klang freundlich. Seine Finger bewegten sich über meine Stirn, dann nahm er sie weg. Ich verstand nicht, warum er mich Celine nannte, aber es tat sowieso alles viel zu weh, um zu reden. Ich zog die Hand dichter an meinen Körper heran und war erleichtert, den dünnen Stoff eines Krankenhausnachthemds zu fühlen.



Mina Hepsen

Im Zeichen des Schicksals

Flammenblut 1

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 416 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

30 s/w Abbildungen

ISBN: 978-3-442-47981-8

Goldmann

Erscheinungstermin: Januar 2014

Das Schicksal hat sie zueinander geführt und damit in größte Gefahr gebracht. Wird ihre magische Gabe sie schützen können?

Celine hat eine besondere Gabe: Sie kann in die Zukunft sehen. Mithilfe ihrer Tarotkarten und durch Visionen erhält sie Einblicke in das, was sein wird. Dennoch war ihr Leben nicht leicht. Ihre ersten Jahre verbrachte sie im Waisenhaus, bevor sie in eine grausame Pflegefamilie kam, aus der sie nur mit Mühe entfliehen konnte. Seitdem lässt sie sich von ihren Visionen leiten, bis sie eine davon direkt in die Arme des attraktiven Josh Beaumont treibt. Das Schicksal hat sie zu ihm geführt, jetzt muss sie nur noch herausfinden, warum ...